



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 20/ Februar 2020 -

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an... Una Röhr-Sendlmeier: „Mentoring bietet viele gute Gelegenheiten für wertvolle beiläufige Lernprozesse“
2. So wirkt's: Informelles Lernen überall – von Alltagskompetenzen bis zum Wertedialog
3. Beziehungsweise: Was tun mit einem stummen Jungen?
4. Aufgelesen: Was geht auf dem National Mentoring Summit in den USA?

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

70 Prozent!

So hoch soll der Anteil unseres Wissens sein, den wir nicht in der Schule oder in einem anderen formalen Kontext erwerben, der bewusst dem Wissenserwerb dient. Nein, diese Menge an Wissen fällt uns im Alltag mehr oder weniger einfach zu – spontan, nebenbei, beiläufig.

Trotz dieses Umstands ist das so genannte informelle Wissen nicht minderwertig. Im Gegenteil, es beinhaltet Alltagsbildung zur Lebensbewältigung und schafft an vielen Stellen einen Grundstock, den es braucht, um das z.B. in der Schule angebotene Wissen aufnehmen und verarbeiten zu können.

Höchste Zeit also, sich einmal genauer mit diesem informellem bzw. inzidentellem Wissen zu beschäftigen. Seine Förderung darf man als eine Paradeisziplin für Mentoring und Patenschaften begreifen.

Wie unsere Interviewpartnerin in dieser Ausgabe deutlich macht, lassen sich die entsprechenden Lernprozesse gerade in der Tandem-Situationen auch bewusst gestalten. Der enorme Vorteil: Kinder lernen dabei, ohne dass es sich nach Schule anfühlt.

Erstaunlich dabei ist, dass dieses Konzept in den USA so gut wie keine Rolle spielt. Vielleicht weil es eher pädagogisch und die Forschung dort eher psychologisch und an harten Ergebnissen ausgerichtet ist?

Nichtsdestotrotz bieten wir weiter unten einen klitzekleinen Eindruck über den gerade in Washington abgehaltenen „National Mentoring Summit“. Außerdem unter anderem im Angebot: eine neue Rubrik namens „Beziehungsweise“.

Aber lesen Sie selbst – mit Gewinn, hofft Ihr

Telemachos



1. Fünf Fragen an... Una Röhr-Sendlmeier: „Mentoring bietet viele gute Gelegenheiten für wertvolle beiläufige Lernprozesse“

„Wie Bewegungserfahrungen die Entwicklung fördern“, „Berufstätigkeit der Mutter und sozial-emotionale Kompetenzen ihrer Kinder“, „kulturelle Vielfalt der Kindheit“: Wer nur einige der Titel liest, unter denen Veröffentlichungen von Professorin Dr. Una M. Röhr-Sendlmeier erschienen sind, darf beeindruckt sein. So viele Fachgebiete, so viele Fragen, die sich dabei auftun! Öffentliches Aufsehen erregte die Wissenschaftlerin von der Universität Bonn kürzlich mit einer Studie, die nachwies, dass die Lernmethode „Lesen durch Schreiben“ weniger erfolgreich ist als oft angenommen. Was sie immer wieder beschäftigt: die vielen Möglichkeiten des Lernens. Kein Zufall, dass eine Publikation mit „Alternative Lernwege“ überschrieben ist – und dass sie gerne fundiert und anschaulich über informelles Lernen von Kindern Auskunft gibt.

Telemachos: Zunächst eine Bitte um allgemeine Einschätzung: Wenn Sie von Patinnen und Mentoren hören, die einem benachteiligten Kind und Jugendlichen Zeit und Aufmerksamkeit schenken, für Freizeitaktivitäten und konkrete Unterstützung – was fällt Ihnen als Entwicklungspsychologin und pädagogischer Psychologin dazu ein? Wo sehen Sie Potenziale dieses Engagements, wo Risiken?

Una Röhr-Sendlmeier: „Der erste Gedanke ist: Es ist ein sehr, sehr sinnvoller Beitrag für die Gesellschaft, aber insbesondere für die jungen Menschen, die wenig Ansprache haben und wenig vertrauensvolle Beziehung erfahren.

Aus der Psychologie wissen wir, dass eine wertschätzende Beziehung ein ganz wichtiges Fundament ist, um sich gut entwickeln zu können. Ein vertrauensvoller Kontakt zu jemandem, der Orientierung geben kann, der ein Vorbild oder auch ein Freund oder eine Freundin sein kann, hilft enorm, um zu spüren: Wer bin ich? Was kann ich? Und was kann ich mir zutrauen? Solche vertrauensvollen Begleiter können den Lebensweg entscheidend prägen.

Das ehrenamtliche Engagement derer, die sich der Kinder und Jugendlichen annehmen, ist daher von besonderem Wert. Die Patinnen und Mentoren sind, auf Englisch gesagt, 'facilitator': Sie ermöglichen, dass der Selbstwert der Kinder und Jugendlichen steigt, dass sie sich als selbstwirksam erfahren können und dass das, was sie tun, wertgeschätzt wird. Oft fehlt es ja an Mut, sich etwas zuzutrauen. Unterstützt von einem vertrauten Erwachsenen, lässt sich vieles eher anpacken. In vielen Situationen werden so tatsächlich die Weichen gestellt, geradebei jungen Menschen mit wenig familiärer Anregung.

Allerdings gilt hier eine Einschränkung: Die Unterstützung sollte nicht so wirken, dass sich die jungen Menschen von ihrem eigentlichen privaten Umfeld entfremden. Hier sehe ich ein mögliches Risiko, insbesondere wenn jemand als Vorbild großen Einfluss hat und viele Impulse gibt.

Man muss beachten: Kinder haben Bindungen an ihre Familie, Bindungen, die ungemein wichtig für ihre Entwicklung sind. Eltern und auch Geschwister sind für sie diejenigen, auf die sie sich verlassen können und die für sie da sind. Solange junge Menschen ihre Familie als vertrauten Rahmen erleben – und solange dort natürlich keine Gewalt, kein Missbrauch etc. vorkommt –, sollte man diesen Rahmen nicht angreifen. Ein Bruch mit der Familie hilft nicht. Im Gegenteil, wer ein Kind hier tief verunsichert oder isoliert, schneidet es möglicherweise von den emotionalen Erfahrungen ab, die eine Familie bieten kann, und riskiert, Schaden anzurichten.

Mit Kritik am Elternhaus sollte man sich daher zurückhalten. Stattdessen sind in der belasteten Situation, in der sich das Kind oder die Jugendliche befindet, Einfühlungsvermögen und Empathie erforderlich. Hilfreich kann sein, die positiven Aspekte aufzuzeigen, die mit der Lebenslage verbunden sind. Wenn das Kind in einer Familie lebt, die zwar wenig Anregung bietet, sich aber ansonsten kümmert, sollte man darauf hin orientieren, wie wertvoll es ist, eine fürsorgliche Familie zu haben. In diesem Fall sollten Mentoren und Patinnen ein Kind, das wütend ist auf die Eltern, weil sie dieses und jenes nicht bieten, in seinem Ärger nicht bestärken, sondern eher die Botschaft vermitteln: 'Was die Eltern tun können, tun sie. Später hast du Möglichkeiten, es anders zu machen als sie'.

Die Freiwilligen sind hier als Brückenbauer gefragt. Die Aufgabe: das Leben der Eltern verständlich machen und ihm Anerkennung verschaffen. Das schließt nicht aus, dass Paten oder Mentorinnen die Motivation wecken, mehr als das aus sich zu machen, was man im Elternhaus erlebt. Impulse zu geben, sein Leben in die eigene Hand zu nehmen, ist sehr hilfreich. Aber es gilt, die jungen Menschen in der Entwicklung ihrer individuellen Potenziale zu stärken, ohne dass sie sich aggressiv von der eigenen Familie abgrenzen müssen.“



Telemachos: Lassen Sie uns nun über eines Ihrer Forschungsgebiete sprechen, über den beiläufigen Erwerb von Wissen. Dabei bitte ich erst um ein paar klärende Erläuterungen zu den Begriffen. Meistens ist wissenschaftlich von informellem Lernen die Rede, Sie sprechen von inzidentellem Lernen. Könnten Sie bitte kurz die Bedeutung und die Unterschiede erläutern, etwa zum formalen, expliziten Lernen?

Una Röhr-Sendlmeier: „In der Pädagogik unterscheidet man das informelle vom formalen Lernen. Damit bezieht man sich einerseits auf den Ort des Lernens: Es kann entweder im Alltag geschehen, also auf informelle Art, oder in einer bestimmten Bildungseinrichtung, sprich in einem formalen Setting. Andererseits fragt man danach, ob es eine Anleitung gibt. Falls ja, würde man es formales Lernen nennen, eignet man sich das Wissen selbstständig an, informell.

Die Psychologie setzt einen anderen Akzent: Sie fragt primär nach dem Prozess des Lernens. Hier unterscheiden wir seit den 1960-er Jahren das explizite vom impliziten und seit etwa zwanzig Jahren zudem das inzidentelle Lernen. Man kann das auseinanderhalten, wenn man betrachtet, in welchem Ausmaß das Lernen bewusst erfolgt: Beim expliziten Lernen weiß ich, dass ich lerne, ich beschäftige mich intensiv mit dem Lernmaterial, etwa wenn ich Vokabeln lerne. Das Ergebnis ist in der Regel ein Wissen, das ich verbalisieren kann, etwa indem ich die Vokabeln am nächsten Tag in der Schule richtig aufsage.

Beim impliziten und inzidentellen Lernen richte ich meine Aufmerksamkeit nicht bewusst auf einen Lerngegenstand, das Lernen erfolgt nebenbei. Was ich gelernt habe, kann ich hinterher zum Teil in Worte fassen, zum Teil ist es aber auch nur als Handlungswissen verfügbar. Das bedeutet, ich handle in bestimmten Situationen mithilfe des erworbenen Wissens, ohne aber genau sagen zu können, wieso ich das so tue und nicht anders.

Weil das etwas abstrakt klingt, ein Beispiel: Implizites Lernen erfolgt etwa, wenn ich viel lese. Dabei erfahre ich nicht nur etwas über den Inhalt des Textes, sondern ich erwerbe nebenbei auch Wissen über die Schreibung der

gelesenen Wörter. Geübte Leser sind in der Regel auch sicherere Rechtschreiber, wobei sie nicht in jedem Fall begründen können, warum sie Wörter korrekt schreiben. Wer etwas auf diese Weise gelernt hat, sagt gern, sie oder er habe eine Aufgabe aus dem „Bauch heraus“, gewissermaßen intuitiv gelöst.

Und jetzt kommt der Unterschied, auf den der Begriff inzidentelles Lernen hinweisen will. In dem Beispiel haben sich die Personen mit dem Inhalt des Textes auseinandergesetzt, wenn auch nicht bewusst mit der Rechtschreibung, die hinterher abgefragt wurde. Im Gegensatz dazu gibt es auch viele Situationen, bei denen wir ganz beiläufig ohne jede eingehendere Beschäftigung lernen.

Denken Sie zum Beispiel an zwei Freundinnen, die im Café sitzen, im Hintergrund läuft das Radio. Drei Tage später sagt eine der Freundinnen zu ihrem Partner: 'Ist das nicht schrecklich, schon wieder 300 Tote nach Überschwemmungen in Indien.' Eine Information, die sie weder bewusst und absichtlich noch mit gezielter Aufmerksamkeit aufgenommen hat – und die sie doch später einigermaßen genau wiedergeben konnte. Zwar brauchte es etwas Aufmerksamkeit, aber diese war nicht intentional auf das gerichtet, was hinterher an Wissen vorhanden war, und zudem war die Beschäftigung mit der Information nur kurz, im Vorübergehen aufgeschnappt sozusagen.

Um auf die Unterscheidung der Begriffe zurückzukommen: Implizitem und inzidentellem Lernen ist gemeinsam, dass es jeweils nicht bewusste Lernformen sind. Doch beim inzidentellen Lernen ist der Moment des Lernens sehr viel kürzer und nur durch minimale Aufmerksamkeit gekennzeichnet.

Telemachos: Beide Aspekte zusammen gedacht: Was können Kinder und Jugendliche auf diese Weise lernen, wie geschieht das im Mentoring und in Patenschaften? Wenn das alles so nebenher passiert, ohne große Anstrengung, könnte man ja zweifeln, ob diese Form des Lernens wirklich maßgeblich sein kann, wenn es um Lern- und Bildungskarriere geht.

Una Röhr-Sendlmeier: „Das will ich gerne an einem Beispiel der sozial-emotionalen Entwicklung veranschaulichen. Dieser Bereich ist mir besonders wichtig, denn er wird oft unterschätzt, ist aber genauso entscheidend wie die

kognitive Entwicklung. Was ich im Bereich des Sozial-Emotionalen lerne, sorgt etwa dafür, dass ich mich und meine Mitmenschen richtig einschätzen kann.

Dazu muss man wissen: Viele Probleme von belasteten Kindern entstehen dadurch, dass sie spontanen Wahrnehmungen folgen, die in eine falsche Richtung gehen. So neigen Risiko-Kinder etwa dazu, von Angst verzerrte Gesichter als von Wut geprägt misszuverstehen. Angst nehmen sie also als Aggression wahr. Sprich, diese Kinder trennen die Basis-Emotionen nicht richtig und auch bei sich selbst können sie oft nicht unterscheiden, ob sie wütend oder nur allgemein angespannt sind. Die Folge: Häufig lässt sie das umso heftiger selbst aggressiv reagieren – und schon drohen Konflikte, was nicht nur Freundschaften, sondern auch die Chancen in Schule oder Ausbildung beeinträchtigen kann.

Gefühle angemessen zu deuten lässt sich aber lernen, sogar recht schnell. Mit Kolleginnen habe ich ein Präventionsprogramm erprobt, das helfen kann, Verhaltensauffälligkeiten zu vermeiden. Dabei brachten wir Kindern bei, Gesichtsausdrücke und die Emotionen der Beteiligten in Konfliktsituationen richtig zu deuten. Nur drei Termine, verteilt über einige Wochen, genügten schon, damit die Kinder die Emotionserkennung deutlich besser beherrschten.

Auch das Mentoring mit seinen vielen informellen Lerngelegenheiten kann hier einen Beitrag zur Prävention leisten. Zum einen kann die Patin oder der Mentor in dieser Hinsicht ein wertvolles Vorbild sein, etwa indem sie oder er zeigen kann, dass man ruhig bleibt, was immer auch passiert. Das fördert die Impulskontrolle.

Zum anderen kann der Mentor oder die Patin viele Gelegenheiten nutzen, um das Thema des emotionalen Ausdrucks nebenbei einzuflechten. Er oder sie kann einfach Beobachtungen einstreuen, etwa: 'Schau mal, der Mann sieht aber traurig aus' oder 'die Frau hat einen fröhlichen Gesichtsausdruck'. Allein solche Bemerkungen können die Aufmerksamkeit der Kinder auf diese Phänomene lenken, ohne dass sie merken, dass sie dabei etwas lernen.

Das eigene Sprachverhalten ist ein weiterer wichtiger Punkt. Hilfreich ist es, wenn Patinnen und Mentoren in einer korrekten und dem Kind angemessenen

Art und Weise sprechen – und besonders, wenn sie die friedfertige ‚Giraffensprache‘ nutzen und Alternativen zu aggressivem Verhalten aufzeigen.

(Anm. der Redaktion: Die Giraffensprache und, das Gegenstück dazu, die Wolfsprache sollen spielerisch zwei Wege veranschaulichen, wie Menschen miteinander kommunizieren können. Marschall Rosenberg, Begründer des Handlungskonzepts der Gewaltfreien Kommunikation, wollte damit idealtypisch eine friedliche und eine aggressive Variante des Miteinanderredens unterscheiden. In vielen Kitas und Grundschulen wird mit diesem Modell gearbeitet. Für leicht zugängliche Einführung siehe etwa [diesen Link](#).)

Zum Beispiel beobachtet man an einer Bushaltestelle, wie ein Kind ein anderes wegschubst, weil es den Fahrplan lesen will. Da könnte man zu seinem Patenkind sagen: ‚Na, der Junge hätte ja auch einfach sagen können: 'Könntest Du mich bitte vorbei lassen, ich möchte den Fahrplan lesen.' Sprich, man zeigt, wie man Sprache so einsetzen kann, dass sie nicht verletzt und dennoch das eigene Anliegen klar vermittelt. So schaffe ich Voraussetzungen für eher freundliche Interaktionen mit anderen, die auch für meinen eigenen Selbstwert sehr wichtig sind.

Über kurz oder lang wird der Umgang mit Alltagssituationen für Schule und Ausbildung relevant sein. Wir wissen, der Erfolg dort hängt wesentlich auch davon ab, ob ich mich angemessen und respektvoll verhalten kann. Wie man in einem Betrieb mit anderen richtig umgeht, ist vielen Jugendlichen weniger selbstverständlich, als man annehmen könnte.

In einer Untersuchung mit begabten Auszubildenden konnten wir feststellen: Viele hatten Probleme damit. Oft ging es um Grundsätzliches, etwa wie man in einen Raum kommt und ‚Guten Morgen‘ sagt. Wer es nicht von zu Hause kennt, wie man sich bei Tisch unterhält, wird es nicht sofort bei einer Frühstückspause im Betrieb beherrschen.

Noch weitreichender in jeder Ausbildungs- oder beruflichen Situation: Zuhören können, gegebenenfalls Rückfragen stellen, um Missverständnisse zu vermeiden und Interesse zu signalisieren. Auch das sind Dinge, die die Kinder und Jugendlichen durch die Paten wunderbar nebenbei lernen können. Vor allem,

wenn ihre Begleiter Modelle für positive Handlungsmöglichkeiten sind.“

Telemachos: Sie betonen in Ihren Veröffentlichungen, wie enorm vielseitig informelles bzw. inzidentelles Lernen ist. Bitte zeigen Sie noch weitere Dimensionen dieses Lernens – und wie Patinnen und Mentoren es fördern können?

Una Röhr-Sendlmeier: „Die Vielseitigkeit dieses Lernens zeigt sich unter anderem darin, dass wir ständig über alle Sinne Informationen aufnehmen – ein Umstand, den man sich auch für viele Aktivitäten im Mentoring und in Patenschaften zunutze machen kann.

Ich beginne mit den akustischen Informationen und einem Beispiel aus dem Kindergarten: Für eine Studie wurden Erzieherinnen instruiert, Kunstwörter zu gebrauchen, die die Kinder bislang nirgendwo hatten hören können. Es zeigte sich, dass sie sich diese Wörter merken konnten, sofern diese in einen sinnvollen Zusammenhang eingebettet worden waren. Und das selbst dann, wenn sie nur einmalig erwähnt worden waren.

Mit sprachlichen Informationen kann man im Mentoring sehr gut arbeiten. Denken Sie an das Beispiel mit den Gesichtsausdrücken: Indem man darauf verweist, 'dieser Mann hat einen traurigen Ausdruck', setzt man ganz kurz und nebenbei einen Lernimpuls, der dazu führt, dass ein Phänomen, das beide wahrnehmen, nun mit einem passenden Wort verbunden wird. Und das, ganz ohne dass zum Lernen auffordert wurde.

Schauen wir die visuellen Informationen an. Hier zeigt sich in Studien, wie wichtig es ist, dass und wie Kinder Gegenstände sinnvoll kategorisieren. Das gelingt, wenn man zu visuellen Stimuli Kriterien anbietet, die eine Einordnung ermöglichen. Wir machen Dinge, die uns im Alltag begegnen, an Merkmalen fest, die wir uns einprägen können.

Für das Mentoring könnte das bedeuten: Nebenbei lenkt man die Aufmerksamkeit auf Gemeinsamkeiten, etwa bei Spielfiguren darauf, dass zwei einen blauen Gürtel tragen. Das klingt denkbar simpel, führt aber vor, dass man

bestimmte Phänomene klassifizieren kann – ein Mechanismus, mit dem wir das Lernen lernen. Wenn ich kategorisieren kann, reduziere ich die Menge an Informationen, die ich aufnehmen. So kann ich sehr viel effizienter mit den Informationen umgehen, denen ich ausgesetzt bin. Der blaue Gürtel genügt mir, um die Figuren als zu einer Gruppe gehörend einzustufen. Würde ich alle Merkmale beschreiben, müsste ich viel mehr Elemente memorieren. So entlaste ich mein Gehirn.

Gehen wir noch weiter zum Geruchssinn und zu gustatorischen Informationen. Aus Experimenten in einem Museum etwa weiß man: Haben Menschen Gegenstände wahrgenommen in einem Raum, in dem es besonders roch, erinnern sie sich noch Jahre später an diese Gegenstände, wenn sie denselben Geruch wieder wahrnahmen. Gerüche helfen also, ganz konkrete Sachverhalte besser zu erinnern.

Wer also als Mentorin oder Pate eine Geschichte vorliest oder etwas erzählt, könnte einen wohl duftenden Tee oder einen Kakao dazu mit dem Kind trinken. Man kann Rituale einführen, die begünstigen, dass das, was in diesen Situationen thematisiert wird, später als Lerninhalte besser abgerufen werden kann. So verfestigt sich das Wissen und wird eher Teil des Wissensvorrats.

Ein Grundprinzip ist also, Alltagssituationen zu nutzen oder einzuführen, bei denen man beiläufig und unabsichtlich lernen kann. Vielen wird hier auch das Spielen einfallen. Zu Recht, denn bei allen Spielen, bei denen Regeln gelernt werden müssen, lernt und übt man beiläufig das erwähnte Kategorisieren. Ein anderes Beispiel: Wenn man einen Ausflug plant, kann man einen Stadtplan zur Hand nehmen und gemeinsam besprechen, wie man von einem Punkt zum anderen kommt. So trainiert man ganz nebenbei das räumlich-abstrakte Denken.

Ein letztes Beispiel: die Schriftsprache. Unnötig zu betonen, dass es für die Teilhabe grundlegend ist, sich schriftsprachlich korrekt so ausdrücken zu können, dass der andere mich versteht. Paten und Mentorinnen sollten nicht anfangen, einen Drill zu veranstalten. Aber natürlich könnten sie bei vielen Gelegenheiten versuchen, für Schriftsprache zu interessieren und etwa fragen:

Wollen wir nicht jemandem eine Postkarte schreiben? Oder man kann etwas nach Rezept kochen, das man mit dem Kind durchliest oder für es vorliest.“

Telemachos: Wo liegen die Grenzen des Lernens, das beiläufig und unabsichtlich geschieht? Und was sind weitere Einsichten, die aus Ihrer Perspektive zu berücksichtigen sind, wenn es um Lernmöglichkeiten in Mentoring und Patenschaften geht?

Una Röhr-Sendlmeier: „Natürlich gibt es hier Grenzen, man kann nicht alles nebenbei lernen. Das explizite Lernen ist für den Lernerfolg das effizienteste. Emotional gesehen, ist das jedoch nicht immer das beste. Denn Kinder permanent in Lernsituationen zu bringen, die volle Konzentration erfordern, ist oft wenig zielführend. Das beiläufige Lernen kann da hilfreich sein, weil man nicht auf das Lernziel orientiert ist.

Zum Beispiel könnte man einfach sagen: 'Komm, wir hören uns mal dieses Lied an', um später dazu einzuladen: 'Lass uns versuchen, es nachzusingen'. So würde man erst zu einer unbefangenen Wahrnehmung des Lerngegenstandes hinführen, bevor man versucht, die aufgenommenen Informationen weiter zu vertiefen.

Wir haben gesehen: Beiläufig können wir viel lernen, auch komplexe Dinge. Allerdings gelingt das noch besser, wenn wir entsprechendes Vorwissen haben. Wer zum Beispiel viel liest, so haben wir herausgefunden, der kann in einem Text besser stilistische Merkmale erkennen, auch ohne dass er die stilistischen Merkmale analysiert hätte. Wer schon etwas weiß, kann neues Wissen schneller integrieren.

Das führt zu einem schwierigen Punkt: Viele Kinder haben keine oder wenig Vorkenntnisse. Umso wichtiger sind Patenschaften und Mentoring, denn sie fördern auf einfache Weise solches Vorwissen. Die Patinnen und Mentoren suchen ja viele Situationen für informelle Lerngelegenheiten auf, etwa indem sie mit dem Kind in den Zoo, ins Theater, in eine Ausstellung oder Sportver-

anstaltung gehen. Alles Erfahrungen, über die man beiläufig Wissen erwirbt, auf dem weitere Bildungsprozesse aufbauen können.

Um diese Basis zu schaffen, ist es elementar, Interesse zu wecken. Unsere Forschung zeigt das eindeutig: Wenn Interesse besteht, funktioniert jede Form von Lernen sehr viel besser als ohne. Ganz ohne Motivation geht es nicht. Kinder und Jugendliche sind meistens begeisterungsfähig und aufgeschlossen für neue Dinge, gleichwohl interessiert nicht alle Kinder alles.

Hier ist wieder Feinfühligkeit gefragt: Ich muss merken, wo mein Patenkind aufmerkt und wo es abschaltet. Wenn man merkt, das Kind verdreht die Augen, sollte man ablassen. Druck bringt nichts. Wichtig ist, die Kinder nicht ständig zu belehren, denn das haben sie in der Schule genug. Oder sie erleben das schon im häuslichen Umfeld. Daher sollte man solche nicht gewollten Lernsituationen unbedingt vermeiden. Was sich nach Unterrichtssituation anfühlt, kann junge Menschen schnell demotivieren.

Aber ich möchte auch davor warnen, es insgesamt mit Lernimpulsen zu übertreiben. Überreizung sollte man vermeiden. Alle neuen Informationen und Erlebnisse müssen sich setzen können. Das Gedächtnis braucht Gelegenheit, sich zu konsolidieren. Und immer sollten die Kinder merken: So wie ich bin, ist es gut – und nicht erst, wenn ich dies und das geleistet habe.

Interesse wecken, Dinge beiläufig thematisieren, sich austauschen über etwas – das ist alles sehr wertvoll. Aber auch hier müssen sich Patinnen und Mentoren nicht selbst unter Druck zu setzen, um aus jeder Situation das Maximale an Lernmöglichkeiten rauszuholen.

Es hilft, sich klarzumachen, dass die vertrauensvolle Beziehung und die Auszeit, die Zuwendung, die sie bieten, allein schon eine ganz wichtige menschliche Lernsituation ist, elementar auch für den Aufbau seines Selbstvertrauens. Der junge Mensch erfährt ja: Ich bin es wert, dass ein anderer Mensch sich Zeit für mich nimmt. Das allein ist ein so wichtiger Lernschritt, da müssen sich die Mentoren und Paten mit Aktivitäten nicht überschlagen.

Sich einfach hinsetzen, etwas trinken und erzählen – auch das sind, gerade für Kinder aus Familien, die nicht viel Zuwendung bekommen, ganz wichtige Situationen des Innehaltens. Sie lehren: Gemeinsam entspannt zu sein, ist auch eine schöne Zeit.“

Zum Nachlesen:

Una M. Röhr-Sendlmeier (Hrsg.): Inzidentelles Lernen. Berlin 2012.

Michael Krüger, Una M. Röhr-Sendlmeier, Lisa Bleckmann, Anja Pütz: Förderung beruflich begabter Auszubildender – Entfaltung von Lernpotentialen jenseits der klassischen Begabungsforschung. In: Bildung und Erziehung, 4/ 2014, S. 445-457.

Una M. Röhr-Sendlmeier, Udo Käser: Informelles Lernen aus psychologischer Perspektive. In: Matthias Rohs et al (Hrsg.): Handbuch Informelles Lernen. Wiesbaden 2012, S. 207-223.

Muriel Schmitz, Una M. Röhr-Sendlmeier: Sozial-Emotionale Kompetenz: Erprobung eines Kurzzeittrainingsprogramms für Kinder in vierten Klassen. In: Kindheit und Entwicklung, 2/ 2016, S. 114-121.

Una M. Röhr-Sendlmeier, Udo Käser, Tanja Hüber, Lars Görtner, Lena Stahlhofen: Lernen im Arbeitsalltag. Berlin 2019.



2. So wirkt's: Informelles Lernen überall – von Alltagskompetenzen bis zum Wertedialog

Was im Interview beschrieben wurde, ist keine reine Theorie. In vielen Mentoring- und Patenschaftsangeboten wird schon gezielt und praktisch mit dem Konzept „informelles Lernen“ gearbeitet – allem voran beim bundesweit aktiven Programm „Balu und Du“.

Als „grundlegende Philosophie“ wurde hier dieser Ansatz schon sorgfältig ausgearbeitet, umfassend dokumentiert und durch Begleitforschung evaluiert (siehe etwa Telemachos Ausgaben [Nr. 2 hier](#) und [Nr. 4 hier](#)). Wenn Mentoring wirkt, so die Annahme in vielen Publikationen dazu, dann aufgrund der vielen informellen Lerngelegenheiten, die die (hier meist studentischen) Mentor/innen erkannt und genutzt haben.

Die Lerngelegenheiten im Alltag entdecken, ihr pädagogisches Potenzial aufgreifen und gezielt nutzen: Das wird eher als Voraussetzung beschrieben. Zwar geschieht informelles Lernen auch einfach so, wie auch im Interview dargestellt – aber noch besser wirkt es, so der Tenor bei „Balu und Du“, wenn es gezielt angesteuert wird, wenn zufällige Lernanlässe „lenkend begleitet“ und damit letztlich pädagogisch aufgerüstet werden.

„Die Sensibilität für die Lernlandschaften des Alltags“, heißt es etwa bei Hildegard Müller-Kohlenberg, der Gründerin von „Balu und Du“, „muss tatsächlich erst erworben werden.“ Oder: „Wird die Aufmerksamkeit auf Chancen zum informellen Lernen gerichtet, begünstigt das pädagogisches Sehen, Denken und Handeln.“

Weil oft gesagt wird, das Potenzial des Mentoring beruhe auf einer hybriden Anlage, die etwa eine Mischung unterschiedlicher Beziehungsformen ermöglicht (siehe Telemachos [Nr. 7 hier](#)), sei an dieser Stelle darauf hingewiesen: Auch hier gehen unterschiedlichen Lernformen ineinander über, was auch eine Studie explizit betont:

„Durch die Sensibilisierung für die Situationsbedingtheit informeller Lernprozesse werden die Balus (die Mentor/innen, die Red.) dazu befähigt, situationsabhängige Herausforderungen für pädagogisch sinnvolle Lernerfahrungen absichtlich herbeizuführen. Hierbei verlaufen die Grenzen zwischen informellen und non-formalen Lernerfahrungen fließend.“ (Drexler 2015)

So oder so bleibt es dabei, dass Kinder durch bewusst erlebte alltägliche Freizeit-Aktivitäten en passant wichtiges Wissen respektive Kompetenzen

erwerben. Ein eindrucksvolles Beispiel ist die Selbstorganisation, eine der Alltagskompetenzen, die auch in der Schule enorm relevant ist.

Vor und nach dem Mentoring wurden in einer Studie Lehrer/innen der Mentees befragt, wie sie deren Kompetenz einschätzten, etwa ihre Sachen in Ordnung zu halten, die richtigen Bücher dabei zu haben etc. Das Ergebnis: Je häufiger die Tandems bei ihren Freizeitaktivitäten zum Beispiel bastelten oder kochten, desto positiver entwickelte sich ihre Selbstorganisation in der Schule.

Wie dieser Effekt ausfiel, hing dabei auch von der Art der Beziehung zum Mentor/ zur Mentorin ab: Kinder mit schwerer familiärer Belastung entwickelten ihre Selbstorganisationsfähigkeit besonders dann weiter, wenn die Beziehung zum Mentor/ zur Mentorin sehr stark war.

Vielerlei Lernanlässe bei gemeinsamen Aktivitäten sind auch geeignet, um so genannte „Wertedialoge“ einzuleiten, die einen Austausch über wertbezogene Haltungen und Entscheidungen beinhalten. In den Online-Tagebüchern, die die Mentor/innen von „Balu und Du“ über ihre Aktivitäten mit den Kindern führen, finden sich viele solcher alltäglichen Situationen. Ein Beispiel, in dem ein Mentor einen gemeinsamen Kino-Besuch schildert:

„Der Film bot Gesprächsstoff für die Heimfahrt. Mogli identifizierte sich sehr mit der Hauptfigur des Films, den ich aber blöd fand, weil er viel zu egoistisch handelte. Darüber haben wir uns dann den ganzen Heimweg lang dann ausgetauscht.“

Hier werden abstrakte Werte konkret – und das Gespräch über Werte bleibt nicht im Ungefähren, sondern ist für das Kind eingebettet in eine wichtige Beziehung, wodurch die vom Mentor/ von der Mentorin eingebrachten Werthaltungen besonderes Gewicht bekommen. In einer Studie des Netzwerks Wertebildung heißt es in diesem Zusammenhang, unabhängig von Mentoring:

„Indem Menschen von Kindheit an in ihrem Alltag Erfahrungen machen, mit anderen interagieren und darüber reflektieren, bilden sich Werthaltungen und Wertekompetenz heraus. Eine große Rolle spielen dabei das emotionale Erleben in zwischenmenschlichen Beziehungen und das Lernen durch Vor-

bilder, also durch Personen, die Werte authentisch vorleben. Die Qualität dieser Beziehungen beeinflusst entscheidend die Herausbildung von Werten.“

Wer sich in die Möglichkeiten informellen Lernens und dabei nicht zuletzt in alltagsnahe Anlässe für Wertedialoge eindenken will, kann ein einfaches Beispiel nehmen und sich fragen: Was lässt sich alles informell und non-formell lernen, wenn eine Patin mit einem Kind einen Apfelkuchen backen will, Einkaufen vorher und Verteilen hinterher inklusive?

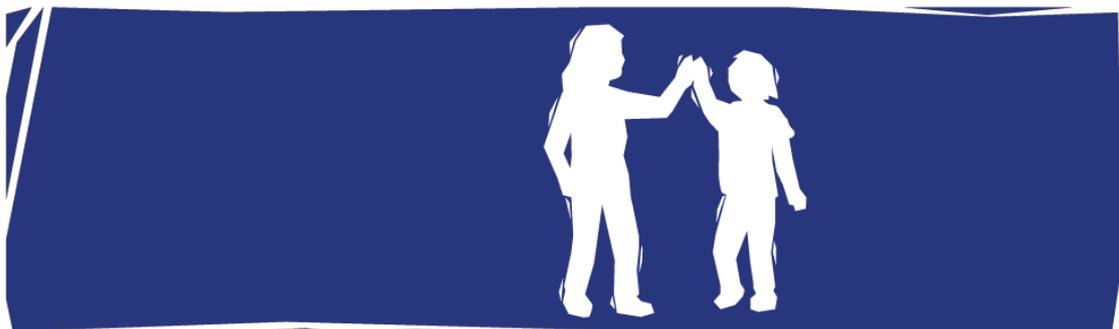
Jede Wette, wer die soziale Phantasie laufen lässt und jede mögliche einzelne Situation, die dabei auftauchen kann, durchgeht, wird staunen, was alles in einer solch vermeintlich einfachen Aktion alles drin steckt. Nur zwei Beispiele: Was macht man, wenn einem beim Einkaufen im Laden ein Apfel hinfällt? Und wie und an wen verteilt man die übriggebliebenen Stücke?

Zum Nachlesen:

Sibylle Drexler: Resilienzförderung sozial benachteiligter Grundschul Kinder durch das Mentorenprogramm Balu und Du. Dissertation, Osnabrück 2015.

Hildegard Müller-Kohlenberg: Handbuch Mentoring für Grundschul Kinder. Balu und Du. 53 Bausteine für Theorie und Praxis. Ibbenbüren 2018.

Hildegard Müller-Kohlenberg: Informelles Lernen – Stärkung sozialer Kompetenzen durch Mentoring. In: Wolfgang Melzer et al (Hg.): Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen. Bad Heilbrunn 2014, S. 528–530.



3. Beziehungsweise: Was tun mit einem stummen Jungen?

Ist ein Tandem auf den Weg gebracht, stößt es zuweilen auf Hürden und die Frage, wie es weitergehen soll. Inspiriert von Ratgeberformaten, wie sie

Medien zu Fragen der Familie, der Liebe etc. veröffentlichen, führen wir im „Telemachos“ daher eine neue Rubrik ein. Wir stellen einen Fall vor und lassen ihn von zwei unterschiedlichen Expert/innen kommentieren. Zum einen von einer/einem Wissenschaftler/in und zum anderen von einer/einem Praktiker/in mit langer Erfahrung in Sachen Patenschaften und Mentoring. Zweierlei Perspektiven, die vielleicht neue, ungeahnte Wege erkennen lassen – oder zumindest eine wertvolle Deutung des Problems.

Der Fall

Ein Pate ist ratlos: Der 10-jährige Junge, den er jetzt vier Mal getroffen hat, bekommt kaum den Mund auf. Dass der Junge wenig erzählt, ginge ja noch, aber er bleibt stumm, auch wenn er nach Wünschen für Aktivitäten gefragt wird. Eine zähe Angelegenheit, findet der Pate und zweifelt, ob er zu dem Jungen überhaupt einen Zugang findet oder das Ganze besser beenden soll.

„Warum denn immer reden?“

Dr. Regina Rätz, Professorin für Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Kinder- und Jugendhilfe, Alice Salomon Hochschule Berlin, wendet sich direkt an den Paten.

„Warum denn immer reden? Probieren Sie doch mal andere Formen der Kommunikation aus! Sie könnten beispielsweise Vorschläge für Aktivitäten auf einen Zettel schreiben oder sogar mit Bildern oder Fotos untersetzen. Der Junge könnte dann ankreuzen, was er machen möchte und selbst seine Antworten und Vorschläge schreiben. Oder Sie bieten eine Unternehmung oder Spiel an. Dies bringt sie beide ins gemeinsame Handeln. Zwischenmenschliche Kommunikation beinhaltet neben der Sprache auch nonverbale Zeichen wie eben über Bilder, Text und/oder Aktivitäten. Insgesamt brauchen Menschen ein gutes Gefühl miteinander. Dies wiederum wird entscheidend von Mimik und Gestik erzeugt. Lächelt der Junge denn zurück, wenn Sie ihn anlächeln? Oder will er Ihnen etwas zeigen? Wenn ja, dann schauen Sie es sich an! Vermeiden Sie W-Fragen! Diese können Kommunikation verhindern. Hören Sie sensibel zu, wenn der Junge etwas äußert – auch wenn es nur Ein-Wort-Sätze sind.

Fragen Sie dann, ob er Ihnen mehr dazu erzählen möchte. Kinder hören sehr genau zu! Wenn Sie so Ihr Interesse äußern, wird der Junge es spüren und in sich aufnehmen. Es kann sein, dass er Ihnen erst beim nächsten oder übernächsten Treffen antworten wird. Haben Sie also Geduld! Manche Kinder brauchen Zeit, um in Beziehung zu gehen.“

„Kriminalistischer Spürsinn“

Bettina Jantzen, Projektleiterin mitKids Aktivpatenschaften der Ehlerding Stiftung, Hamburg, schreibt zum selben Fall:

„Die ersten Wochen in einer neuen Patenschaft sind für Kind und Pat/in immer aufregend. Manche Kinder müssen sich erst in die neue Situation einfinden. Plötzlich ist da jemand, der sich interessiert, der nachfragt – und bei dem man Wünsche äußern darf. Gerade Kindern, die oft zurückstecken mussten, fällt es zu Beginn schwer, eigene Wünsche und Gedanken zu nennen. Es kann Monate dauern, bis sie ihre Bedürfnisse erspüren können und sich erlauben, diese auch kundzutun.

Ich rate dem Paten zu Geduld und ein bisschen kriminalistischem Spürsinn: Lächelt der Junge bei den Treffen auch mal? Geht er freiwillig mit oder wirkt er zögerlich? Um sicher zu gehen, könnte der Pate auch bei der Mutter nachfragen, was der Junge zuhause erzählt und ob er sich auf die Treffen freut. Denn auch das habe ich in meiner Arbeit schon erlebt: Kinder, die tagelang von ihrem Paten reden, aber regelrecht 'einfrieren', wenn sie von ihm abgeholt werden, aus Angst, sich zu sehr zu freuen und dann enttäuscht zu werden. Für die ersten Aktivitäten empfehle ich gemeinsame Erlebnisse, bei denen nicht viel Reden erforderlich ist: Fußball spielen zum Beispiel, Kekse backen, eine Schatzkiste bauen und bemalen oder auch ein Besuch im Tierpark. Falls sich trotz aller Bemühungen keine Vertrautheit einstellt, kann der Pate die Patenschaft immer noch zu einem späteren Zeitpunkt beenden.“



4. Aufgelesen: Was geht auf dem National Mentoring Summit in den USA?

Seit 2002 ist in den USA jeder Januar ein „National Mentoring Month“, sprich Anlass für eine Kampagne zur Förderung von Mentoring. Organisiert vom Dachverband Mentor und unterstützt von vielen Medien und großen Firmen, beinhaltet der Monat u.a. immer einen „I am a Mentor Day“ und einen „#Thank your Mentor Day“. Letzteres ist eine Art Muttertag, dabei sind Mentees aller Altersgruppen eingeladen bzw. aufgerufen, sich bei ihren Mentor/innen zu bedanken.

Fest zum Programm gehört Ende Januar stets eine große Konferenz mit Wissenschaftler/innen, Praktiker/innen und Förderer/innen. Diesmal stand der „National Mentoring Summit“ unter dem Motto „Building Relationships, Advancing the Movement“ und bot über 90 Workshops an. Deren Titel zeigen an, was die US-Szene umtreibt – und was uns in Europa schon heute beschäftigt oder wahrscheinlich bald auch beschäftigen wird. Mit Ausnahme vielleicht bzw. hoffentlich des Themas Mentoring und Opioid-Sucht. Um einen Eindruck über die thematische Breite zu verschaffen, dokumentieren wir hier die Titel von elf Workshops des US-Summits.

Finding the Right Mentors: Targeted Mentor Recruitment

Untapped Potential: Empowering Teens as Mentors

Mentors Help Push Back: Girls Need Allies and Affirmations

Exploring Barbershops as Natural Mentoring Environment to Advance Literacy

„Don't Replace People With an App!“ E-Mentoring as a Complement to Traditional Mentoring Programs

Kens to Building a Successful Opioid Impacted Mentoring Program: From Beginner to Experienced

Creative Youth Development: Mentoring Practices in Arts Organizations Serving Youth

Is E-Mentoring „Mentoring“? Comparing Online and Traditional Mentoring Impact

Matching Strangers: How Personal Characteristics of Mentors and Mentees Predict Match Length

Fostering Connections: Best Practices for Mentoring Youth in Foster Care

The Intersection of Technology & Mentoring Relationships

Last but not least

Es gibt wohl niemanden auf der Welt, der so intensiv und über so viele Jahre hin an der Schnittstelle zwischen Theorie/ Forschung und Praxis des Mentorings gearbeitet hat, wie unser nächster Interviewpartner aus den USA. Demnächst in Ihrem Telemachos.

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,

Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin

Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,

Mail: info@kipa-berlin.de

www.kipa-berlin.de

Vorstand: Florian Amoruso-Stenzel, Stefanie Corogil, Dr. Kerstin Falk,
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler
Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
telemachos@kipa-berlin.de

Foto: privat. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.

